

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 7-8

Artikel: Liebe auf den ersten Blick : ein Beitrag zur Untersuchung des "coup de foudre"
Autor: Rougement, Denis de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Denis de Rougemont

Liebe auf den ersten Blick

Ein Beitrag zur Untersuchung des «coup de foudre»

Die einzige veröffentlichte Erzählung Denis de Rougemonts — Autor unter anderem grosser Essays und «öffentlicher Tagebücher», aus denen er eine ihm eigene Literaturgattung gemacht hat — steht im Buch «Doctrine fabuleuse», das vor vierzig Jahren bei «Ides et Calendes» in Rougemonts Heimatkanton Neuenburg in einer Auflage von 1582 Exemplaren erschienen, aber seit langem vergriffen, um nicht zu sagen verschollen ist.

Die Widmung meines Exemplars lautet «Das zweckloseste und ernsthafteste Buch, das ich geschrieben habe — aber niemand weiss es». Am Beginn stehen vier «Dialoge auf Postkarten», es folgen Aufsätze über Don Juan, Tantalus, Antäus, über Wasser, Feuer, Erde. Der ausführlichste Essay handelt von Peter Schlemihl, aber auch von Hofmannsthals «Frau ohne Schatten» und geht auf das Thema der drohenden völligen «Durchsichtigkeit» von Menschen ohne Geheimnis ein.

Die hier folgende Erzählung ist in der Anlage so traditionell wie irgendeine Novelle Guy de Maupassants: der Autor unterhält sich mit einem Bekannten, äussert eine Meinung; die veranlasst den Gesprächspartner, eine Begebenheit aus seinem Leben zu erzählen. Jede Einzelheit ist durchdacht — man beachte etwa die in einem Nebensatz mitgeteilte Information, die für den Ausgang wichtig ist, wonach die Gattin des Erzählenden den Namen seines Freundes Maria nicht kennen konnte.

Erzähltes findet sich auch in den Tagebüchern — insbesondere im nie übersetzten «Journal d'Allemagne» (1938). Der Bericht über eine Rede Hitlers in diesem Tagebuch verbindet sich mit dem politischen Hintergrund der späteren Erzählung.

Ihr Thema weist jedoch auf Rougemonts berühmtestes Werk «Die Liebe und das Abendland», das in diesem Herbst bei Diogenes neu erscheint, während der Greno Verlag das von R. J. Humm seinerzeit übersetzte «Tagebuch eines arbeitslosen Intellektuellen» ankündigt. In «L'amour et l'Occident» spielt der Tristanmythos eine zentrale Rolle: die Liebe als Tabubruch, als plötzlich aufflammende, über alle Ordnung hinausgehende, aber eigenen Regeln folgende Leidenschaft. Die «amour-passion» sieht Rougemont historisch; er gibt zu bedenken, man begegne diesem Gefühl in keiner der uns überlieferten griechischen Tragödien.

Ist der «coup de foudre», der Blitzschlag, wie die «Liebe auf den ersten Blick» französisch unübersetzbar genannt wird, so spontan und voraussetzungslos, wie es den davon Erfassten vorkommt und wie sie im Gedicht Baudelaires erscheint, aus dem hier eine Zeile zitiert wird? Der Autor bezweifelt es. Die «Beichte» des Gesprächspartners ist als Gegenargument zu verstehen. Doch der Autor behält das letzte Wort.

F. B.

Ein Blick in einem Blick, und sie sind erstarrt, angenagelt, wie der Hahn vor der Linie, die mit Kreide gezogen wurde. Es wäre zu albern, wäre es nicht zu schön. Doch nicht daran zu glauben nützt nichts. Es ist eine Tat-

sache, es hat uns getroffen, und wir alle haben gesagt: Ich kann nichts dafür. Wir meinten es so ehrlich wie ein Glaubender, der in Begriffen von Gnade und Vorbestimmung seine Bekehrung schildert. Es zu bestreiten ist nutzlos, doch die Schicksalhaftigkeit darf angezweifelt werden. Ist diese eigenartige Passivität, auf die man sich beruft, vielleicht nur ein Alibi? Ich spreche ausschliesslich vom «coup de foudre», von jenem Blitzschlag, der eine Feuersbrunst bewirkt. Denn Blitze, die man erwartet, die man herbeiruft — das ist bloss das hitzige Zucken eines aufgewühlten Herzens. Blicke durch die Türen von sich kreuzenden Zügen zwischen zwei Metro-Stationen, Augen, die sich in der Menge suchen — kaum haben sie sich gefunden, wenden sie sich ab, und danach immer dieses «*Oh, du, die ich geliebt hätte.*» Doch nein, wäre es wirklich so, hätte ich dich angehalten. Und mit einem Schlag ohne die geringste Vorahnung wäre die ganze Welt anders.

Ich war damals ein Skeptiker. Ich sagte zum Romancier — einem der besten des damaligen Deutschland: «Der Mythos von der Liebe auf den ersten Blick, vom <coup de foudre> ist zweifellos eine schlaue Erfindung Don Juans, um seine Opfer zu beeindrucken. Er hat so oft davon gesprochen, und Ihr Schriftsteller habt es ihm gleichgetan, so dass alle Frauen, die ihm begegnen, den leisesten Regungen nachspüren, die sein Erscheinen in ihnen verursacht. Ist einmal ihr Interesse geweckt — wie leicht lassen sie sich überzeugen! Was könnte schmeichelhafter sein, als sich vorzustellen, dass man selber ein Romankapitel erleben wird? Ja, allein schon die Idee, kein Gott, kein Schicksal, schafft alle Verwirrungen. Den <coup de foudre> gäbe es gar nicht, wenn Ihr nicht in Euren Romanen den Wunsch wecktet. Doch die Erlebnisbereitschaft, die da entsteht, genügt nicht. Vieles muss dazukommen. Die Begegnung muss einem Traum gleichen — eine Zeremonie mit ihren vorgeschriebenen Rollen, eine Ankündigung durch den Herold, eine eindrucksvolle Langsamkeit, die die Flucht verhindert. Bewundern Sie doch den unerbittlichen Ablauf der berühmten Begegnungen. Nach allen Regeln der Etikette wird Tristan an Irlands Hof von der Königstochter empfangen. In der Kelchszene schreiten Siegfried und Brunhilde einander priesterlich entgegen. Alles läuft ab, als gehorchten die beiden Liebenden nicht einem blinden Schicksal, sondern als erfüllten sie ihre standesgemässen Rollen und fügten sich in die Regeln einer unantastbaren Hierarchie. Und Don Juan schwindelt aufs neue, wenn er vorgibt, alles sei so unvorhergesehen wie eine Begegnung im finstern Wald ... Zu diesen ernüchternden Betrachtungen kommt mir ein Bild in den Sinn — prosaisch aber klar. Der <coup de foudre>. Auch wenn er so heisst, ist er nicht ein Augenblick, er braucht die Pose ...»

Während ich so daherredete, spürte ich mehr und mehr eine eigenartige Befangenheit. Ich hatte das Gefühl, dass meine Worte irgendwie unpassend waren. Mir schien, als sei mein Gesprächspartner von meinen Refle-

xionen auf allzu persönliche Weise betroffen und als sei er — wie soll ich es ausdrücken? — über dieses Thema besser informiert als ich.

«Gestatten Sie», sagte er freundlich, «dass ich Ihnen mit einer Beichte antworte. Ich weiss zwar nicht, was daraus zugunsten oder gegen ihre Theorie zu schliessen ist.

Im Frühjahr 1933, als Hitler eben an die Macht gekommen war, erreichte mich ein Angebot, Vorträge in Budapest zu halten. Der Präsident der Gesellschaft, die mich einlud, war ein angesehener Bankier, ein Freund der Literatur. Er erwartete mich am Flughafen und brachte mich zu sich nach Hause. Es war die Zeit des Mittagessens. Wir unterhielten uns kurz in seiner Bibliothek, wo ich mit einem Seitenblick meine Bücher bemerkte. In diesem Moment trat seine Frau ein und begrüßte uns in wohlklingender ungarischer Weise. Nachdem ich vorgestellt worden war, bot uns die Dame des Hauses den traditionellen «Barackschnaps» an, von dem man drei Gläschen in je einem Schluck leert, wobei man sich in die Augen blickt. Ich wurde — das spürte ich — kreidebleich.

Wir gehen zu Tisch. Mein Gastgeber ist besorgt: «Sie essen ja nichts! Fühlen Sie sich nicht wohl?» Ich stammle irgend etwas von meinem Flug. Der Bankier ist verständnisvoll. Er spricht und spricht, um mich abzulenken, erzählt lebhaft, wie er die Vortragsreihe organisiert hatte, was für eine Zuhörerschaft mich erwarte und wer mich zum Diner einladen werde. Nun, Sie wissen ja, wie das alte Ungarn war — diese unvergleichliche Gastfreundschaft, diese wunderbare Ungezwungenheit im Umgang ... doch es ist vergeblich. Ich bringe keinen Bissen herunter. Ist das wirklich die Nachwirkung des Fluges? Fast glaubte ich es selber, da stellte ich fest — nicht ohne zu erschrecken — dass auch die Gattin des Bankiers ihre Speisen kaum angerührt hatte.

Die Mahlzeit geht jedoch zu Ende, ohne dass anscheinend meinem Gastgeber aufgefallen ist, wie ansteckend mein Unwohlsein war. Beim Kaffee plaudert er weiter, dann entschuldigt er sich, er müsse wieder auf die Bank, übrigens: seine Frau werde mir Buda zeigen, mich ins Museum führen. «Also auf Wiedersehen heute abend!» Er empfiehlt sich, zufrieden mit sich und, so meine ich, auch mit mir. Wir sind allein.

Schweigen. Schweigen auch im Auto. Sie lenkt mit gespanntem, fast zornigem Ausdruck. Wir überqueren die breiten Hauptstrassen von Pest, die Kettenbrücke über die gelbfliessende Donau, wir fahren durch die Gassen von Buda, die sich mitten in der Stadt einen mächtigen Felshang emporwinden, über dem sich das Standbild des heiligen Gellert — mit ausgebreiteten Armen — erhebt.

Am Eingang eines öffentlichen Parkes hält sie den Wagen an, steigt aus, entfernt sich im festgefrorenen Schnee. Ihre Schritte drücken sich ein, es entsteht eine Spur. Ich hole sie ein. Da weist sie mit einer Handbewegung

auf die Stadt zu unseren Füßen: «Mein Mann hat mich gebeten, Ihnen Budapest zu zeigen. Das ist Budapest.»

Weiter gibt es nichts zu sagen. Wir steigen wieder ein und fahren stadteinwärts. Plötzlich entscheide ich mich und sage deutlich: «Gnädige Frau, Sie haben heute mittag nichts gegessen.» — «Sie auch nicht.» — Ein wenig zögernd füge ich hinzu: «Wie wäre es mit einem Imbiss in einem Restaurant?» «Eine gute Idee» antwortet sie leise, ohne mich anzusehen.

Wir sitzen am Tisch vor zwei roten Kaviarbrötchen. Und alles beginnt von neuem. Das gleiche Spiel wie mittags. Weder sie noch ich können etwas anrühren.

Unvermittelt stand ich auf. Ich gehe um den Tisch herum, bleibe mit den Händen auf dem Rücken — ja, ich habe mich beherrscht und ihre Schulter nicht berührt! — vor ihr stehen und ich höre mich sagen: «Da es sein muss, soll es sein.»

Sie steht auf und folgt mir. Wir gehen zu ihr nachhause. Ein Taumel, ein dunkler Rausch, ohne dass ein weiteres Wort gesprochen worden wäre ... Und so ging es während meines ganzen Aufenthalts in Budapest. Nachmittags, ich wiederhole es, sprachen wir nie. Abends hielt ich meine Vorträge oder ich war zum Nachtessen geladen. Den Rest der Nacht verbrachte ich jeweils in einer Bar in Gesellschaft eines Malers namens Maria, der Flüchtling war. Ich hatte ihn vor einigen Jahren in Berlin kennengelernt, in einer politischen Gruppe, mit der ich ohne Wissen meiner Frau verkehrte.

Ich war in einem Zustand äusserster Erregung, kaum fähig zu schlafen, ausser wenigen Stunden am Vormittag. Mein Freund und ich sprachen über Kunst, Religion, Politik, über die Zukunft des neuen Regimes und — das versteht sich — kein Wort über meine Nachmittage.

Am Vortag meiner Abreise, als Maria und ich die Bar verliessen, lesen wir in einem Morgenblatt die Nachricht vom Reichstagsbrand. Ich beschliesse, am gleichen Tag nach Berlin zurückzukehren und verabschiede mich von meinem Freund, der sich über mein Schicksal sehr besorgt zeigt. Er hatte allen Grund dazu. Ich war zu jener Zeit eingeschriebenes Mitglied einer dissidenten kommunistischen Partei. Ich erkundige mich: der Abflug ist um zehn Uhr morgens. Doch ich muss *sie* noch ein letztes Mal sehen. Ich werde also den Nachtexpress nehmen.

Tags darauf bin ich in Berlin. Am Eingang unserer Villa in Zehlendorf erwartet mich meine Frau, sie wirkt ernst, fast streng. Ich hatte nur die politische Lage im Kopf. Wir setzen uns zu Tisch. Voll Nervosität frage ich sie aus über die Ereignisse des vorgestrigen Tages. Sie antwortet kaum. Was ist los?

«Mit wem hast du mich betrogen?» sagt sie schliesslich. Lange schaue ich sie an. Kein Zweifel, sie weiss es. Sie kennen mich, mein Lieber, ein Staatsgeheimnis kann ich hüten. Doch ich gehöre nicht zu denen, die in ihrer Inti-

mität eine Lüge ertragen. Ich gestand alles, ohne eine Entschuldigung zu suchen. Da sie weiter schwieg, fragte ich sie, wie sie es denn erfahren habe. Da reichte sie mir einen an mich adressierten Flugpostbrief, den sie geöffnet hatte in Sorge, es sei etwas Schlimmes passiert. Auf einem Blatt mit dem Briefkopf einer Budapester Bar standen einige Zeilen, die ungefähr lauteten: «Schreibe sofort, wie es dir geht. Ich bin beunruhigt. Ich werde nie die aussergewöhnlichen Nächte vergessen, die wir miteinander verbringen konnten.» Unterschrieben: Maria.»

«Ein wahres Schicksalsdrama», kommentierte ich nach kurzer Pause. «Genau das, was Ihr Schicksalsdrama nennt ... Verliert aber das blinde Schicksal, das Ihre scheinbar vorausbestimmte Begegnung lenkte, nicht ein wenig von seinem Geheimnis, wenn man bedenkt, dass die Bankiersgattin Romanleserin war — zweifellos eine Leserin Ihrer Romane? Und dieser Blitz, hat er nicht aus einem Himmel gezündet, den man Literatur nennt?»

(Übersetzung aus dem Französischen von Elise Guignard)

Rund um das Haus

ETERNIT-Produkte in dauerhafter Qualität gelangen rund um's Haus zur Anwendung: Ob Dach oder Fassade, ob Sanitärablauf oder Lüftung, ob Pflanzenbehälter für Balkon, Garten oder Innenraum! Verlangen Sie die Information «Rund um das Haus». Postkarte genügt.

Eternit®
schützt und hält

Senden Sie mir die Information «Rund um das Haus»

Adresse _____

info

Eternit AG 8867 Niederurnen 058 23 11 11